

Herbert Hunger  
9.12.1914 – 9.7.2000

„Wir Byzantinisten suchen und finden den Zugang zum Kosmos unserer Disziplin auf verschiedenen Wegen: als Philologen, indem wir die byzantinische Literatur in ihrem profanen Bereich auf ihre Herkunft und im Vergleich zur griechischen Literatur der klassischen Antike und der Kaiserzeit untersuchen, in ihrem theologischen Bereich die Entwicklung auf der Basis des Alten und des Neuen Testaments, der Kirchenväter und vor dem Hintergrund der Kirchengeschichte zu verstehen suchen, als Historiker, indem wir von den Voraussetzungen des übernationalen Staates als Erben des Imperium Romanum ausgehen und dessen Geschichte in Wellenbergen und Wellentälern im Rahmen einer christlichen Ökumene sehen. Wir werden diese Geschichte unter den Aspekten der ungeschriebenen Verfassung, der internationalen Beziehungen, der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und der Strukturen in der staatlichen Verwaltung und in der Kirche beobachten und studieren. Als Christen werden wir uns mit der Orthodoxie und dem Mönchtum sowie mit dem christlichen Weltbild zu befassen haben. Schließlich wird uns der Lebensraum der Byzantiner und das Charakteristische an ihrer bildenden Kunst und Musik interessieren“.

Mit diesen Worten beginnt die letzte, postum erschienene Studie Herbert Hungers zum Kontakion des Rhomanos Melodos über die Auferweckung des Lazarus (erschienen in: *Αιθίοστροπον*. Studien zur byzantinischen Kunst und Geschichte. Festschrift für Marcell Restle, hrsg. von Birgitt Borkopp und Thomas Steppan. Stuttgart 2000, 117–124) – und sie können gewissermaßen als persönliches Credo des großen österreichischen Byzantinisten gelten, als vollendeter Ausdruck jenes Verständnisses, das Herbert Hunger von seinem Fache hatte. Nicht zufälligerweise steht dabei die Philologie an erster Stelle – denn das Studium der Klassischen Philologie an der Universität Wien (etwa bei Johannes Mewaldt, Ludwig Radermacher oder Karl Mraz) war es, das den einer altösterreichischen Beamtenfamilie entstammenden, am 9. Dezember 1914 in Wien geborenen Herbert Hunger in seinen wissenschaftlichen Anfängen entscheidend geprägt hatte: Im Juni 1936 (d. h. zum frühestmöglichen Zeitpunkt) promovierte er mit einer Dissertation über den „Realismus in den Tragödien des Euripides“ zum Doktor der Philosophie, und er wäre höchstwahrscheinlich der Klassischen Philologie weiterhin treu geblieben, wenn nicht die Zeitläufte in sein Leben (so wie in das Leben vieler anderer Angehöriger seiner Generation ...) schicksalhaft eingegriffen und ihn aus dem Beginn einer vielversprechenden akademischen Karriere als Klassischer Philologe herausgerissen hätten: Seiner Einberufung zum Präsenzdienst beim Österreichischen Bundesheer im Herbst 1937 folgten praktisch nahtlos die Übernahme seiner Einheit in die Deutsche Wehrmacht im März 1938, mehr als fünfzehn Jahre Kriegsdienst und zweieinhalb Jahre russischer Gefangenschaft, aus der er schließlich im Herbst 1947 nach Wien zurückkehren konnte. Ein Anknüpfen an die für rund zehn Jahre abgerissenen Traditionen seines Studiums ergab sich erst durch seinen Ende 1947 erfolgten Eintritt in die Österreichische Nationalbibliothek, und es ist dem Weitblick des damaligen Generaldirektors der *Bibliotheca Palatina Vindobonensis*, Josef Bick, zu verdanken, dass Hunger während und nach seiner Ausbildung zum Staatsbibliothekar durch die Betrauung mit der Katalogisierung der griechischen Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek seine wissenschaftliche Tätigkeit wieder aufnehmen konnte – und es ist gewiss kein Zufall, dass der erste von Hunger verfasste Vollkatalog der *Codices Vindobonenses graeci* neben den *Codices historici* den *Codices philosophici et philologici* gewidmet war (1961).

Diese intensive Beschäftigung mit den griechischen Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek sollte Hungers weiteren Werdegang ganz entscheidend beeinflussen: Sie war es, die ihm den Zugang zum eingangs apostrophierten Kosmos der Byzantiner eröffnete – über das Studium jener Handschriften, die uns die Werke der griechischen Antike überliefern, und über die Auseinandersetzung mit jenen Menschen, eben den Byzantinern, die diese Codices geschrieben und gelesen hatten: Herbert Hunger erlernte somit die Byzantinistik quasi als

Autodidakt, aber im wahrsten Sinne des Wortes von der Pike auf, und die Kenntnisse die er sich dabei, etwa auf dem Gebiete der Paläographie und der Kodikologie, wenig später (nach der Übernahme der Leitung der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek im Sommer 1956) auch auf jenem der Papyrologie, erwarb – er sprach von diesen Teildisziplinen nicht nur als „Handwerkszeug“, sondern stets auch liebevoll als „Grundlagenforschung“ –, formten nicht nur seine wissenschaftliche Persönlichkeit, sondern auch sein Wirken als akademischer Lehrer an der Universität Wien, an der er im Jahre 1954 die *venia legendi* als Dozent für Byzantinistik an der Philosophischen Fakultät, im November 1958 den Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors und im Jahre 1962 ein neu geschaffenes Ordinariat für Byzantinistik (verbunden mit der Gründung eines eigenen Instituts, des ersten und einzigen dieses Faches in Österreich) erhielt.

Neben diesen in entsagungsvollen Jahren bibliothekarischer Tätigkeit erworbenen Kenntnissen der „Grundlagenforschung“ sind es philologische Meisterschaft und ein fein entwickeltes Sprachgefühl, die Hungers wissenschaftliche Leistungen, von seinen ersten Anfängen auf dem Gebiete der Byzantinistik (etwa zu „Theodoros Metochites als Vorläufer des Humanismus in Byzanz“ [1952]) bis zu seinen Alterswerken, auszeichnen: Immer wieder standen gediegene Editionen oder Übersetzungen byzantinischer Texte im Zentrum seiner wissenschaftlichen Interessen. Um nur einiges aus der Zahl der selbständig erschienenen Publikationen zu nennen: Eustathios von Thessalonike, *De capta Thessalonica* (1955, <sup>2</sup>1967; deutsche Übersetzung unter dem Titel „Die Normannen in Thessalonike“); die Übersetzungsanthologie „Byzantinische Geisteswelt von Konstantin dem Großen bis zum Fall Konstantinopels“ (1958, <sup>2</sup>1967); die *editio altera* der Äsop-Fabeln (1959 [Fasz. I/2] und 1970 [Fasz. I/1] – bei weitem nicht die einzige Rückkehr Hungers zu seinen Wurzeln in der Klassischen Philologie); die Edition des „Katz-Mäuse-Krieges“ des Theodoros Prodromos (1968; mit begleitender, in jeder Hinsicht geglückter Übertragung ins Deutsche); die Ausgabe der Briefe, Gedichte und kleineren Schriften des Ioannes Chortasmenos (1969); die Präsentation der anonymen Metaphrase zur *Alexias* der Anna Komnene (1981); die Edition der beiden ersten Bände des Patriarchatsregisters von Konstantinopel (1981 und 1995); schließlich die gemeinsam mit Ihor Ševčenko betreute Ausgabe des Βασιλικὸς ἀνδριὰς des Nikephoros Blemmydes und der Metaphrase dieses Textes durch Georgios Galesiotes und Georgios Oinaïotes (1986). – Dazu treten zahlreiche fundierte und wegbereitende Studien zu verschiedenen Fragenkomplexen der byzantinischen Literatur, etwa zur φιλανθρωπία („Eine griechische Wortprägung auf ihrem Wege von Aischylos bis Theodoros Metochites“; 1963), zur Neubewertung der byzantinischen Literatur der Komnenenzeit (1968), zur μίμησις der Antike in der byzantinischen Literatur (1970), zu den klassizistischen Tendenzen in der byzantinischen Literatur des 14. Jahrhunderts (1971, <sup>2</sup>1974), zu „Aspekten der griechischen Rhetorik von Gorgias bis zum Untergang von Byzanz“ (1972); als krönende Zusammenfassung dann die gewaltige zweibändige Darstellung der „Hochsprachlichen profanen Literatur der Byzantiner“ im Rahmen des *Handbuchs der Altertumswissenschaft* (1978) – und damit ist die Liste der eindrucksvollen und bleibenden Leistungen Herbert Hungers auf dem Gebiete der byzantinischen Philologie bei weitem nicht erschöpft.

Ein weiterer Gesichtspunkt, den Hunger bei seiner Beschäftigung mit Byzanz nie aus den Augen verlor und auf den er auch in seinen eingangs zitierten Worten anspielt, ist der „christliche Geist der byzantinischen Kultur“ – so der Untertitel seiner umfangreichen Gesamtdarstellung des Phänomens Byzanz, des „Reichs der Neuen Mitte“ (1965), eines seiner „Lieblingskinder“, in dem er wichtige Aspekte des byzantinischen Seins schlaglichtartig („im konzentrierten Scheinwerferlicht“) erfasste und darstellte, etwa das byzantinische Kaisertum als „Nachahmung Gottes“ oder das Ringen um den Ausgleich zwischen Heidnischem und Christlichem in der Wissenschaft und Bildung der Byzantiner, Fragen, mit denen er sich auch in zahlreichen anderen seiner Publikationen auseinandersetzte; stellvertretend für viele einschlägige Studien aus Hungers Feder sei nur auf sein „Prooimion“ („Elemente der byzantinischen Kaiseridee in den Arengen der Urkunden“; 1964) verwiesen.

Dass es die Beschäftigung mit griechischen Handschriften war, durch die er zur Byzantinistik geführt worden war, hat Herbert Hunger nie vergessen: Mit der ihm eigenen Zielstrebigkeit und

Beharrlichkeit hat er die Katalogisierung der *Codices Vindobonenses graeci* selbst in Zeiten vorangetrieben, in denen er durch eine Unzahl anderer Aufgaben (auch organisatorischer und administrativer Natur) voll in Anspruch genommen war – es wäre seinem Charakter absolut fremd gewesen, nach dem schon genannten ersten, den *Codices historici* und den *Codices philosophici et philologici* gewidmeten Band (1961) einen Torso zu hinterlassen: Als 1994 der abschließende vierte Band (dem *Supplementum graecum* gewidmet, zu dem Hunger im Jahre 1957 eine erste provisorische Katalogisierung herausgebracht hatte) erschien, konnte Herbert Hunger mit Stolz darauf verweisen, dass die Österreichische Nationalbibliothek durch sein Katalogwerk als nunmehr einzige Bibliothek mit einem großen Fonds an griechischen Handschriften über ein vollständiges, nach modernen Methoden erarbeitetes Instrumentarium zur Erschließung ihrer griechischen Bestände verfüge. Auch wenn er schließlich zögerte, diese Arbeit als sein „Lebenswerk“ zu bezeichnen, so ist doch den Ausführungen des Vorworts zu entnehmen, dass sich Hunger sehr wohl bewusst war, in welchem Ausmaße die Beschäftigung mit den *Codices Vindobonenses graeci* aufs engste mit seinem Lebensweg verknüpft war. Ein Blick in die Bibliographie Herbert Hungers genügt, um diese Aussage zu bestätigen – immer wieder, von allem Anfang an, seit den „Studien zur griechischen Paläographie“ (1954), bis zu seinen letzten wissenschaftlichen Ergebnissen, etwa der kunstvollen Miniatur zur „Schriftästhetik in den drei originalen kaiserlichen Auslandsschreiben der Komnenenzeit“ (1998), stößt man auf richtungsweisende Beiträge zur griechischen Schriftenkunde, die alle aus dem ungemein reichen Wissen schöpfen, das sich ihr Autor durch seine jahrzehntelange Auseinandersetzung mit den *Codices Vindobonenses graeci* – nicht zuletzt dank seines scharfen Auges und seines empfindsamen Sensoriums für die verschiedenen Ausdrucksformen der griechischen Schriftlichkeit – erworben hatte: Man kann wohl mit Fug und Recht sagen, dass Herbert Hunger die Fortschritte der griechischen Paläographie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nicht nur in terminologischer Hinsicht, entscheidend geprägt hat; darüber hinaus ist es ihm wie kaum einem anderen gelungen, die griechische Schrift der Antike und des Mittelalters in die größere, gesamtheitliche Perspektive einer „Buchkultur“ einzubauen, wie sein reifes Alterswerk „Schreiben und Lesen in Byzanz“ (1989) in eindrucksvoller Weise belegt. Es ist einsichtig, dass die hier herausgegriffenen Einzelaspekte kein vollständiges Bild vom Gesamtœuvre des Wissenschaftlers Herbert Hunger geben können; und ebenso unmöglich erscheint eine erschöpfende Würdigung des Wissenschaftsorganisationsorganisators Herbert Hunger, die seinen gewaltigen Leistungen auf diesem Gebiete auch nur annähernd gerecht werden würde (und selbst seinen „Schülern der ersten Stunde“ wird es für immer ein Rätsel bleiben, wie es Herbert Hunger gelang, wissenschaftliches Forschen und Publizieren auf höchstem Niveau und in schier unglaublichem Reichtum mit den außerordentlichen Belastungen seiner verantwortungsvollen administrativ-organisatorischen Aufgaben in so harmonischer Weise auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen: Die stupende Arbeitsökonomie, die Herbert Hunger auszeichnete, reicht als Erklärung kaum aus): Auf die durch seine Initiative erfolgte Einrichtung eines Universitätsinstituts für Byzantinistik an der Wiener *Alma Mater Rudolphina* wurde bereits hingewiesen – er leitete es von der Gründung im Jahre 1962 über die Erweiterung durch das Fach Neogräzistik bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1985 (die 1995 eigenhändig niedergeschriebene Widmung in einem Buch „Dem «alten» Institut für Byzantinistik überreicht vom alten Vorstand“ lässt ein wenig von der ansonsten gut verborgenen Abschiedswehmut des Emeritus erahnen ...). Von ausschlaggebender Bedeutung für das Gesamtbild der wissenschaftlichen Landschaft in der Republik Österreich wurde sein Wirken im Präsidium der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, dem er in den Jahren 1963 bis 1982, zunächst als Sekretär der philosophisch-historischen Klasse, dann als Generalsekretär, anschließend als Vizepräsident und endlich als Präsident (ab 1973) angehörte: Nicht zuletzt den von ihm gesetzten Initiativen (die sehr wohl auch der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse galten) ist es zu verdanken, dass die Österreichische Akademie der Wissenschaften ihren Platz als führende wissenschaftliche Forschungseinrichtung Österreichs nicht nur behaupten, sondern in bedeutendem Maße ausbauen konnte (wobei das „Bauen“ auch im absolut wörtlichen Sinne zu verstehen ist: So mancher Neubau, so manche Gebäudeadaptierung für Einrichtungen der

Österreichischen Akademie der Wissenschaften geht auf seinen Einsatz zurück). Da auch jedem *imitator Ciceronis* die *domus sua* am nächsten steht, sei in diesem Zusammenhang vor allem auf die von Hunger durchgeführte organisatorische Neustrukturierung der Kommission für Byzantinistik und auf die Schaffung der Kommission für die Tabula Imperii Byzantini hingewiesen: Diese beiden Einrichtungen bildeten neben dem von Hunger geführten Universitätsinstitut den Nukleus der von ihm geformten „Wiener Schule der Byzantinistik“, die heute, wie man wohl ohne Übertreibung sagen kann, Weltgeltung besitzt und bemüht ist, die zahlreichen von Hunger in die Wege geleiteten Forschungsprojekte im Sinne ihres *spiritus rector* weiter zu pflegen. Dies führt zu Herbert Hunger als akademischem Lehrer (nicht ohne Grund hat Hunger einmal festgehalten, dass das ausgewogene Verhältnis von Lehre und Forschung die selbstverständliche Hauptaufgabe seines Gelehrtenlebens bildete): Er verstand es stets, seine Hörer durch seinen Vortrag zu faszinieren und ihnen in engagierter Weise ein ebenso lebendiges wie facettenreiches Bild des Gegenstandes „Byzantinistik“ in der gesamten Breite und Tiefe des Faches zu vermitteln; selbst trockene und spröde Materien konnten durch ihn aufgelockert und seinen Hörern nähergebracht werden, nicht zuletzt durch die Sprachgewandtheit und den Wortwitz, die Hunger in reichem Maße auszeichneten und die bisweilen zu prägnanten „Neologismen“ führten – wenn er etwa seine Studenten in den Übungen zur griechischen Paläographie mit dem von ihm geschaffenen Ausdruck „Fettaugenmode“ konfrontierte und sich dabei nicht scheute, mit leisem Schmunzeln an das Aussehen einer (von ihm durchaus geschätzten ...) Rindsuppe zu erinnern. Hunger verlangte gewiss nicht wenig von seinen Schülern – aber jene, die gewillt waren, die von ihm erwarteten Leistungen zu erbringen, konnten seiner uneingeschränkten Förderung und Anteilnahme sicher sein: Er wurde ihnen Mentor im wahrsten und besten Sinn.

Ein letztes Wort noch zu Herbert Hunger und München: Die Bayerische Akademie der Wissenschaften war eine der ersten höchstrangigen wissenschaftlichen Gesellschaften außerhalb Österreichs, die ihn (1970) zu ihrem korrespondierenden Mitglied wählte (am Ende von Hungers Lebens waren es dann zwanzig Akademien der Wissenschaften, die ihn zu ihren Mitgliedern zählten; dazu kamen noch Ehrendokorate der Universitäten Athen, Chicago, Helsinki, Ioannina und Thessalonike) – und Hunger verstand diese Auszeichnung stets auch als Verpflichtung, aktiv an den Arbeiten jener Kommissionen, denen er angehörte (in München waren es die Kommission für die Herausgabe des Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit und die Kommission für die Herausgabe einer 2. Serie der Acta conciliorum oecumenicorum), teilzunehmen, solange es seine physischen Kräfte gestatteten. Das Münchener Universitätsinstitut für byzantinische und neugriechische Philologie – das älteste dieses Faches im deutschen Sprachraum – war für Hunger beim Ausbau und bei der Ausrichtung seines Wiener Instituts verbindliches Vorbild, und mit Dankbarkeit gedachte er stets der Förderung, mit der Franz Dölger, nach Karl Krumbacher und August Heisenberg der dritte Inhaber der Münchener Lehrkanzel, an seinen, Hungers, wissenschaftlichen Anfängen, etwa an seiner Habilitation, Anteil genommen hatte. Die Zusammenarbeit mit Hans-Georg Beck, Dölgers Nachfolger auf dem Münchener Lehrstuhl, und dann mit Armin Hohlweg bei der Herausgabe der „Byzantinischen Zeitschrift“ (Hunger gehörte dem Herausbergergremium von 1964 bis 1983 an) fand ihren Niederschlag nicht nur in zahlreichen kritischen *annotationes*, die Hunger für die bibliographische Abteilung der „BZ“ verfasste, sondern führte auch zu regelmäßigen Reisen nach München, wenn es – neben der Teilnahme an den Kommissionssitzungen oder an der feierlichen Jahressitzung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften – editorische Fragen der „BZ“ zu besprechen galt. Und es gab einen konstanten Begleiter auf den Bahnfahrten nach München – Hungers Geige: Er, der die alten Traditionen der Hausmusik ungemein schätzte und ein guter und geübter Violinist war, hatte sich auch in München einen kleinen Freundeskreis geschaffen, der seine Vorlieben teilte und mit dem er an den Abenden seiner Aufenthalte in München gemeinsam musizierte (man fasse den Hinweis, dass Herbert Hunger dabei stets den Part der ersten Geige übernahm, aber nicht als versteckte Ironie auf ...).

Die Zeit für die Reisen nach und für die Aufenthalte in München hat sich Herbert Hunger gerne genommen – wenngleich die Zeit für sein Temperament etwas war, das viel zu rasch verstrich. Hier war er, vielleicht auch wegen seiner Lebensumstände, wegen der zehn verlorenen Jahre

zwischen 1937 und 1947, vor allem gegen sich selbst streng, fast unduldsam: In so manchen Vorworten zu seinen selbständigen Publikationen finden sich, gleichsam als „Entschuldigung“, Erklärungen, warum das Erscheinen des jeweiligen Bandes „so lange gebraucht“ habe. Da half es nichts, ihn an die Worte zu erinnern, die Hugo von Hofmannsthal der Marschallin im „Rosenkavalier“ in den Mund gelegt hat („Die Zeit im Grunde, Quinquin, die Zeit, die ändert doch nichts an den Sachen ...“) – Herbert Hunger war und blieb zeit seines Lebens ungeduldig („Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding. Wenn man so hinlebt, ist sie rein gar nichts. Aber dann auf einmal, da spürt man nichts als sie ...“); vielleicht, dass ihm als tiefgläubigem Menschen die abschließenden Worte des „Zeit“-Monologs der Marschallin doch Trost waren: „Allein, man muss sich auch vor ihr nicht fürchten. Auch sie ist ein Geschöpf des Vaters, der uns alle erschaffen hat“.

Man sehe dem Verfasser dieser Zeilen, der Herbert Hungers Lebensweg durch nahezu vierzig Jahre – als Schüler, als Mitarbeiter und dann als Freund – begleiten durfte, derartig persönlich gefärbte Reflexionen nach. Er findet auch keine besseren Schlussworte als ein Zitat aus Matthias Claudius: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben. Und mir war er mehr“.

Otto Kresten

Ein vollständiges Verzeichnis der Publikationen Herbert Hungers, redigiert von Peter Soustal, findet sich im *Jahrbuch der Österreichischen Byzantinistik* 52 (2002)